
Studien zur Thematik „Kalkül und Kreativität“

**Utopie der Zeichen – Zeichen der Utopie
Vilém Flusser und Gotthard Günther als
Komplement einer neuen Medienphilosophie**

**Medientheorie als Theoriemedium
Prolegomena einer allgemeinen Medientheorie**

Philosophie des LMR

Joachim Castella 2000/2001

Utopie der Zeichen – Zeichen der Utopie

Vilém Flusser und Gotthard Günther als Komplement einer neuen Medienphilosophie

1 Skizze eines Projektes

Eins der zentralen Anliegen von Vilém Flusser kann sicher darin gesehen werden, technische Kommunikationsmedien als Bereitstellungssysteme eines potentiell unbegrenzten Dialoges zu begrüßen, wenn Flusser in der vernetzten „Ich-Du“-Struktur der Medienkommunikation wesentliche Motive des dialogischen Personalismus (Buber, Levinas) wiedererkennt.

Ganz auf dieser Linie begreift sich die allerweiteste Zielsetzung des hier vorgestellten Projekts als der Versuch, erneut jenen von Flusser inaugurierten medialen Dialog zu initiieren: Gotthard Günther und Vilém Flusser sollen ins Gespräch kommen – im doppelten Sinn des Wortes.

Medien – in diesem Fall Texte, Archive, Lektoren – bestätigen so Flussers Einschätzung der Gesellschaft als eines gigantischen, unendlich parzellierten Dialogs, dessen charakteristische Netzstruktur sich darin zeigt, „daß jeder Partner des Dialogs mit jedem anderen verbunden ist, also ‚du‘ zu ihm sagen kann, und daß das Fehlen einer Mitte, wie sie die Kreisstruktur aufweist, das Interesse vom Thema ablenkt und dem dialogischen Prozeß selbst zuwendet.“ (Kommunikologie. S. 297)

Wendet sich das Interesse aber dem dialogischen Prozeß selbst zu, der hier zwischen Günther und Flusser inszeniert werden soll, dann koinziiert die nun anstehende Skizzierung des avisierten Projektes, mit der Frage

1. nach den (Hinter-)Gründen für diesen Dialog,
2. nach den Auswahlkriterien der Dialogpartner,
3. nach den Erwartungen und Hoffnungen, die sich an dieses virtuelle Gespräch knüpfen.

2 DIE MOTIVE

Der Hauptgrund, Vilém Flusser und Gotthard Günther in den Dialog treten zu lassen, besteht in einem Defizit, das der Blick auf die gegenwärtigen Medienwissenschaften hinterläßt. Ein Desiderat, das als theoretische Leerstelle um so mehr ins Auge fällt, als ihm ein Konvolut sich ausdifferenzierender Mediendiskurse reziprok gegenübersteht: (kybernetische) Informationstheorie (Shannon/Weaver, Steinbuch), Kommunikationssoziologie (Maletzke, Silbermann, Merten, McQuail), kritische Massenkommunikationsforschung (Benjamin, Adorno/Horkheimer, Prokop, Negt/Kluge), systemtheoretisch-interaktionistische (Parsons), systemtheoretisch-kommunikationale (Luhmann), systemtheoretisch-konstruktivistische (S.J. Schmidt) Medientheorien, Theorie distinkter Medien(gattungen) (Schrift, Film, Poster, Radio, etc.), Abbildung von Medien(theorie) auf Psychoanalyse (Žizek), Mediengeschichte (Kittler, Bolz), Mediensozialgeschichte (Ong, Goody) Medienkulturgeschichte (Baudrillard), Medienkulturanthropologie (McLuhan, Weibel) u.v.m. – In unterschiedlichster Färbung figuriert sich der Mediendiskurs als ein vielgestaltiges Kompendium, das den Gedanken einer einheitlichen Theorie je schon in die Pluralität der vielen Medientheorien verabschiedet. [vgl. Faulstich: 1991] Und dort, wo das Bedürfnis nach Synthese und Fundierung sich etwa in der Forderung nach einer Medienkulturwissenschaft als der synthetisierenden Überbaudisziplin für Geistes- und Sozialwissenschaft ausdrückt, da ernüchert sich dieser Anspruch sogleich an einer Realität, für die „das größte Handikap dieser sich konstituierenden Wissenschaft [...] bis heute ein Theoriedefizit zu sein [scheint].“ [Schmidt: 1992, 447]

Zugleich aber gilt: Aller inhaltlichen und methodischen Divergenz zum Trotz nähern sich die unterschiedlichen Theorien ihrem jeweiligen Gegenstand in ein und derselben Thematisierungsform: Die Rede über Medien als wie auch immer definierte Objekte der Beobachtung manifestiert den radikalen Ausschluß des Subjekts aus dem so thematisierten Gegenstandsbereich. Medien sind dem Subjekt äußerlich, und der Diskurs über Medien installiert eine unhintertreibliche Heteroreferenz, in der das Medium als das ganz Andere seines Beobachters erscheint.

Die Frage jedoch ist – und hier wiederholt sich Günthers Grundsatzfrage an das Dispositiv der Technik in medialem Gewand – ob sich über Medien in der unverwandelt gleichen Form nachdenken läßt, wie dies für weite Teile des natur- und kulturwissenschaftlichen Denkens legitim und erfolgreich ist. Anders: Wird ein Denken dem Bereich der Medien gerecht, das die Begegnung mit dem Gegenstand als eine Form der (positivistischen) Objektivation versteht? Wohl kaum. Denn wenn „in der

technischen Zivilisation [...] der Mensch sich selbst als wissenschaftliche Erfindung und technische Arbeit gegenüber[tritt]" [Schelsky: 1961, 446], dann wird die Beobachtung der Medien notgedrungen Züge der Selbstbeobachtung annehmen.

Medien zeigen – um mit Hegel zu sprechen – als Formen des objektiven Geistes das Gesicht ihrer Schöpfer, sind also Spiegel, die die Subjekte reflektieren, sind Instrumente der Selbstreflexion. Im Medium verwischt so die Grenze der klassischen Dichotomie von reflektierendem Subjekt einerseits und reflektiertem Objekt andererseits, wenn das Medium (gemäß seiner lexikalischen Bedeutung) eine neue Mitte installiert, in der Beobachter und Beobachtetes zusammenfallen.

Eine Theorie der Medien, die dieser Aspektkopplung Rechnung trägt, hätte also ihren Genitiv als *genitivus objectivus* und *genitivus subjectivus* gleichermaßen zu realisieren: Medientheorie nunmehr auch als Theorie der Medien, aus dem Medium heraus über den Produzenten, Manipulator, User von Medien, also von Produkten, Manipulationen und Anwendungen wesentlicher Teile seiner selbst. Nicht nur treten hier Schleifen und Rekursionen an die Stelle der linearen Denkform (Flusser), vielmehr ist hier der Ort, an dem die mehrfach geschlossenen Kreise der Subjekt-Medium-Objekt-Triade die bloße Medientheorie in Richtung auf eine Medienphilosophie verlassen – „Medienphilosophie“ und nicht „Philosophie der Medien“, um genau die simultane Gegenläufigkeit der Reflexionsbewegung zu markieren. Denn die wesentliche Analyse des medialen Wirkungszusammenhanges verbleibt nicht in der Immanenz des Medialen, sondern zeitigt ihre eigentlichen Erkenntnisse, wenn sie diesen (Heideggersch) Vorhof verläßt, um zu sehen, was Medien für die Neubestimmung ihrer Gestalter und des Gestaltungsprozesses bedeuten.

Eine solche Medienphilosophie, in der das Medium sich aus seiner Rolle, bloßes Objekt zu sein, emanzipiert, bricht den Dualismus der instrumentellen Vernunft auf, der unter dem Prinzip Verantwortung (Jonas) dazu drängt, sich affirmativ oder ablehnend gegenüber Medien zu positionieren, sie allein als Chance oder Bedrohung erfahren zu können. Eine gleichsam existential gewendete Medienphilosophie, die darauf sieht, inwieweit Medien als Auslagerung und Abgabe, als Wiederholung und Widerspiegelung genuiner Bestände des Subjektiven die Grenzen um dessen Restbestand immer enger ziehen, bringt demgegenüber die Verschiebungen ans Licht, die sich im Grenzgebiet zwischen Produzent, Prozeß, Produkt, zwischen Operator, Operation, Operand vollziehen. Und nicht zuletzt wird eine Medienphilosophie, die dies zu leisten im Stande sein will, nicht an der Neuvermessung des Rationalitätsdispositivs vor-

bei können, setzt die notwendige Erweiterung der Denkform am Ende eine Transformation von Logik, Ontologie, Zeichen- und Zahlentheorie voraus.

Diese Grenzverschiebungen begrifflich, konzeptionell und strukturell zu bewältigen, steht als gegenwärtige Aufgabe im Raum. Für alle, Philosophen wie Informatiker, Künstler wie Medientheoretiker, drängen sich neue denkerische Konstellationen auf, die mit den Instrumentarien klassischer Philosophie (und klassischer Informatik) nicht mehr zu verstehen und zu bewältigen sind. Das Artifizielle besetzt eine Schnittstelle, in der Mitte von schaffendem Subjekt und ungeschaffenem Objekt etabliert es sich als Interface, besser: Interspace ontologischer Polaritäten. Weil aber das klassische, dual und digital konditionierte Denken mit solchen unentscheidbaren Widersetzungen seine Probleme hat, gleitet es am Medium in seine zentrale Krise: Noch immer identifiziert das klassische Denken sich mit einer Geistigkeit, die sich längst von der Subjektivität abgespalten hat und zum Mechanismus geworden ist. Entsprechendes gilt für die „Eigenschaften“ der Lebendigkeit, der Vigilanz, Spontaneität und Autoplastizität, die sich als Charakteristika des Menschlichen und Lebendigen ebenso in weiten Teilen bereits artifizuell konstruieren lassen. Grundsätzlich: Die autochtonen Grenzen von Innen und Außen lassen sich nicht mehr halten, sie vervielfältigen sich am Medium, dessen Definition, dessen Abgrenzung, sich in eins zur Neubestimmung von Innen und Außen verwandelt.

Der Weg einer Medienphilosophie als medial vermittelte Erweiterung der Philosophie einerseits und als philosophische Erweiterung des Mediendiskurses andererseits, d.h. als eine wechselseitige perspektivische und strukturelle Entgrenzung, bietet sich hier als grundlegender Revisionsansatz an, da die metaphysische Dichotomie (Innerlichkeit/Äußerlichkeit, Subjekt/Objekt) im Technischen und Medialen immer schon brüchig ist. Die unüberbrückbare Trennung der Sphären verflüssigt sich im Medium als dem überdeterminierten Produkt, dessen komplexe Analyse dem Mediendiskurs erst die notwendige Komplexität zurückerstatet, die er bislang vermissen läßt. Ohne eine dramatische Komplexitätssteigerung aber beschneidet sich der Mediendiskurs im Vorhinein der Möglichkeit einer einheitlichen Medientheorie, die es so lange nicht geben wird, wie das Nachdenken über Medien in einer Denkform verharret, die sich unter den Geboten der Linearität, Eindeutigkeit, Desambiguierung, Paradoxiefreiheit unnötig trivialisiert und so grundsätzlich nicht in der Lage ist, sich dem Phänomen der Medialität als solcher angemessen zu nähern.

3 DIE DIALOGPARTNER

Perspektiven

In die oben skizzierte philosophische Reflexion über das Wesen technischer Medien sind nur wenige vorgedrungen. Heidegger wäre hier zu nennen, der allerdings seine strukturell wichtigsten Überlegungen im Zusammenhang rudimentärer Medien (Zeuganalyse) entwickelt, hingegen seine Analyse moderner Technik im Namen drohender Seinsvergessenheit wieder ganz dem Paradigma der instrumentellen Vernunft unterstellt.

Anders Gotthard Günther und anders Vilém Flusser, die in der Technik gerade umgekehrt das entscheidende Element entdecken, dem negativen Bescheid der Posthistoire eine geschichtseröffnende Perspektive entgegenzusetzen: Technogene Geschichtsphilosophie eröffnet den Horizont, vor dem die wesentlichen Entwicklungsschritte überhaupt erst sichtbar werden. Technische Medien sind für beide mehr als bloße Kompensationsmittel des menschlichen „Mängelwesens“ (Gehlen), das als „Prothesengott“ (Sombart) seine Defizite auffängt; an Technik wird vielmehr das nicht mehr anthropozentrisch und humanistisch zu beschreibende Subjekt der Geschichte sichtbar: die Rationalität selbst als ein universales Strukturprinzip, das an anderer Stelle als Geist (Hegel), Materie (Marx) oder Sein (Heidegger) metaphorisiert wird.

Positionen

Damit repräsentieren Günther und Flusser wie kaum zwei andere ein Denken, das sich einerseits ganz aus dem geistigen Milieu einer im 19. Jhd. wurzelnden Bildungswelt speist. Andererseits aber – und das ist der lohnende Grund einer Auseinandersetzung mit Flusser und Günther – bleiben sie nicht dem Bannkreis des autochtonen Fragekanons verhaftet, sondern transponieren das alteuropäische Erbe in Kontexte, die für viele ihrer Zeitgenossen nicht nur inkompatibel waren (und für machen bis heute sind), sondern die sich weit darüber hinaus als die zentralen Brennpunkte des 21. Jhds. zeigen. Will man vor jeder systematischen Analyse das spezifische Moment dieser beiden Denker auf den Nenner bringen, so muß genau diese Brückenfunktion festgehalten werden: Flusser wie Günther leisten in seltener Form die Adaption einer stets lebendig gehalten Tradition auf Themenkreise, deren Aktualität noch heute kaum steigerungsfähig ist.

Denkformen

Daß für beide Technik zum „missing link“ dieser Adaption werden kann, findet sein Grund in ihrer strukturellen Sichtweise: Nicht auf konkrete Inhalte sondern auf Strukturen zu sehen, ermöglicht es Günther, mit dem „Handapparat“ der Transzendentalphilosophie die Kybernetik erster Stufe zur „Second Order Cybernetic“ zu promovieren, und läßt Flusser vom Subjekt sprechen als dem Projekt alternativer Welten, das an einer permanenten Neuerschaffung der platonischen Ideenwelt partizipiert, in der es zugleich bis zur Ununterscheidbarkeit aufgeht. Solches Denken in Strukturen ermöglicht, was beiden als Grundzug attestiert werden kann: Das thematisch weit Auseinanderliegende zusammenschauen, es in seiner strukturellen Isomorphie zu entdecken und es über große inhaltliche Distanz hinweg in Resonanz zu bringen.

Biographien

Grundsätzlich ist es spekulativ, Gründe für bestimmte Denkmuster in der Biographie zu suchen. Im Fall Günther/Flusser jedoch drängen sich Parallelen auf: Beide wachsen in eine alteuropäische Geistigkeit hinein, die sie nicht nur lebenslang trägt, sondern die in der „transatlantischen Diaspora“ geradezu zur *differentia specifica* ihres Denkens wird. Denn beide emigrieren vor dem NS-Regime: Der mit einer Jüdin verheiratete Günther in die USA, Flusser, selbst Jude, nach Brasilien. Und beide kehren im Alter als Gastprofessoren zurück in die alte Welt, was ihnen möglich ist, insofern sie sich als Protagonisten einer planetarischen, via Technik vermittelten, globalen Geistigkeit verstehen. Daß dies mehr als eine bloß kosmopolitische Attitüde ist, wird deutlich, wenn darauf gesehen wird, daß beide in der Technik und in den Medien umspannende Transformationsmechanismen erblicken, mit denen sich eine bestimmte Gesellschafts- und Existenzform verwirklicht, deren Realisation sie als das anstehende Projekt markieren.

Textformen

Mögen Biographie und das bevorzugte strukturelle Denken bereits eine Art Seelenverwandtschaft konturieren, so verdichtet sich die Gemeinsamkeit bis ins Habituelle, wenn die Form der Text- und Theorieproduktion in den Blick kommt: Weder Günther noch Flusser sind Architekten monolithischer Systementwürfe, beiden steht der an- und aufreißende Essay näher als das Kernergeschäft eines detailliert durcherzierten Theorieentwurfes. Fast möchte man in ihnen rastlose Geister erkennen, deren Hauptmotivation das ständige Eröffnen neuer thematischer Felder ist – Visionäre, die sich mit retardierenden Ausarbeitungen nicht aufhalten. Visionäre allerdings, deren „progress in work“

sich stets als ein Fort-schreiten vollzieht, das das je Angedachte und Er-schlossenen in seine weitesten immanenten Konsequenzen treibt.

Das Du

Diese Konsequenzen markieren als thematisch-inhaltliche Wegmarken damit zwei Denkwege, die sich zwar unabhängig voneinander entwickeln, die sich aber in der postumen Zusammenschau als wechselseitige Ergänzungen – Komplemente eben – lesen lassen: Dabei kann als erste Verbindungslinie, entlang derer sich die Komplementärsysteme begegnen, sicherlich das „Du“ fixiert werden. Nicht umsonst unterstellt sich das hier skizzierte Projekt dem Stichwort „Dialog“, denn Günther wie Flusser kreisen um dieses von der philosophischen und also egologischen Tradition vernachlässigte Thema: Während Flusser den Anderen als „mediales Du“ in gedämpftem existentialistischen Pathos empfängt, bricht Günther am „Du“ die binäre (Subjekt-Objekt)-Ontologie in Richtung einer neuen, dritten ontologischen Qualität auf, die es ermöglicht, Flussers medialen Dialogismus auf ein tieferes Fundament zu stellen, als dies in seinem Konzept des Antwortcharakter gegeben ist. Und fragt Flusser nach den technischen Mitteln, die in der Informations-gesellschaft zur dialogischen Kommunikation erforderlich sind, sowie nach den Konsequenzen der Veränderung materieller Kommunikationsmittel für die Kommunikationssubjekte, so fragt Günther nach den ontologisch-logischen Voraussetzungen, die erbracht werden müssen, um überhaupt die Triade von „Ich – Du – Es“ in den Sinnkanon des Denkens integrieren zu können.

Begriff und Zahl

Zwangsläufig begegnen beide dabei dem Hindernis des Linearitätsdenkens: Der Zeichentheoretiker Flusser, der die Geschichte als einen Kampf zwischen Bildern und Texten beschreibt, markiert die „Krise der Linearität“, also den Einbruch der digital generierten Bilder, als den absoluten Bruch im Denken des Westens. Für Flusser also knüpft sich an die Linearität des Alphabetismus eine bestimmte Form der Geistigkeit, die Günther seinerseits in der linearen Wohlordnung der natürlichen Zahlen entdeckt. Daher offeriert der Semiologe Günther an der von Flusser markierten Bruchstelle die kenogrammatistische Tabularität als eine Möglichkeit, Sinn in seiner Genese anders zu verstehen als vom Prinzip der Identität her gedacht. Sieht Flusser Begriff und Schrift durch Bild und Zahl substituiert, so eröffnet die dialektische Zahlentheorie Günthers hier den Weg, Qualitäten und semantische Differenzen einem nicht mehr quantitativ reduzierten Zahlbegriff einschreiben zu können. Auf diese Weise „antwortet“ Günther auf die Forderung Flussers nach einer plana-

ren, vernetzte Denkform, die Flusser in der neo-piktogrammen Sprache des Digitalismus angekündigt findet. Und auch wenn Günther seine Hoffnung hier auf die Distribution von Logik und Zahlreihe setzt, treffen sich beide, am Übergang vom Begriff zur Zahl.

Geschichte

Gewiß ist mit diesem Übergang der Punkt umrissen, der im Denken Günthers wie Flusser die größte thematische Dichte zeigt. Doch weist diese Komprimierung gleich wieder zentripetal über sich hinaus, wenn der Themenkreis „Sinn – Bedeutung – Begriff – Zahl“ eingeklammert ist in die Ortsbestimmung der Moderne: Flusser erblickt hier die „Nachgeschichte“ als Resultat des noch zu bewältigen Bruchs mit dem Linearitätsdenken, und Günther inauguriert eine solche, sich ankündigende (Nach)Geschichte als die Epoche der transklassischen Rationalität, innerhalb derer das spezifische Motiv einer menschlichen (gegenwärtigen, aristotelischen) Rationalität sich als Teilaspekt und keinesfalls als Endstadium eines Prozesses anwachsender Komplexitätssteigerung situiert.

Utopien

Hier dann entfaltet sich die tiefere Bedeutung der von beiden propagierten Utopie der Zeichen: Utopie einerseits im emphatischen Sinn als Verheißung dessen, was aus einem neuen, nicht mehr linear und identitätstheoretisch konzipierten Zeichenbegriff hervorgeht – ein neues Denken. Und Utopie andererseits im etymologischen Sinn des Wortes als Unort, als die unmögliche Topologie der Zeichen, die als Ortschaft der neuen Zeichenhaftigkeit solange nicht zu Gesicht kommt, als das Denken sich in den Strukturen und Limitationen der Linearität bewegt – Problem und Lösung selbst also ineinander verschlungen als zirkuläre aufeinander verwiesene Gründe.

4 DIE ZIELE

Die Grundidee, die dem hier vorgestellten Projekt zum Ausdruck kommt, kann in folgenden Punkten umrissen werden:

- 1 Erstens ist es die Einschätzung, daß Flusser so lange zu Unrecht von einer Medientheorie als Prophet vereinnahmt wird, wie diese über keinen eigentlichen Gegenstand, Begriffs- und Methodenapparat verfügt.
- 2 Zweitens eröffnet die Arbeit Vilém Flussers sich in einem vollkommen neuen Bedeutungszusammenhang, wenn sie auf dem Hintergrund der Arbeit Gotthard Günthers gelesen wird.
- 3 Drittens erschließt sich Günther neu, wenn er aus dem für ihn charakteristischen Kontext der Technikphilosophie über die Flussersche „Conférence“ an eine zeitgenössische Diskussion der Medientheorie angebunden wird.
- 4 Viertens transformiert sich die Medientheorie im Zuge der via Flusser/Günther vermittelten Begegnung mit dem Phänomen der Medialität und formiert sich so als „Tieferlegung der eigenen Fundamente“ in eine bislang als Desiderat erscheinende Medien-philosophie.
- 5 Das heißt fünftens: Grundsätzlich steht – auch für das Nach unterschiedlicher Entwicklungsstadien medialer Evolution – noch immer die gleiche Denkform zur Verfügung. Die neuen Medien aber bedeuten eine Transformation der Denkform selbst; das Wesen der neuen Medien läßt sich gar nicht erfassen, wenn in den alten Denkformen beschrieben wird. Vielmehr findet die neue Denkform umgekehrt in der medialen Verschiebung ihr eigentliches Modell und kann dort exemplarisch eingeübt werden.

Damit eröffnet sechstens der Dialog Günther/Flusser die Verschiebung der Beschreibungsform: Die Beschreibung der medialen Veränderung wird zum Medium der Beschreibung, in dem sich die Veränderung am Rationalitätsdispositiv kristallisiert.

Medientheorie als Theoriemedium

Prolegomena einer allgemeinen Medientheorie

“Die Soziologie steckt in einer Theoriekrise.“ Lakonisch beginnt, was sich längst als einer der großen Entwürfe in die Geschichte der Theorieentwicklung eingetragen hat. Die Rede ist von Luhmanns Versuch, Theorie der Gesellschaft als eine universale Theorie aus dem Paradigma der Systemtheorie heraus zu instituieren. [Luhmann: 1984] Erinnerung sei damit an die innerdisziplinäre Situation der Soziologie, der Luhmann sich adressiert: Der Begründungsnotstand des eigenen (dispersen) Gegenstandes auf Seiten der Empirie und die zur bloßen Hermeneutik und Exegese ihrer eigenen Klassiker versandete Theorie als Ausdruck des grundlegenden Mangels einer facheinheitlichen Theorie.

Wir schicken diese Retrospektive voraus, weil eine einfache Substitution genügt – streiche “Soziologie“, setze “Medientheorie“ –, um den Seitenblick in die paßgenaue Bestandsaufnahme unserer eigenen Disziplin zu verwandeln. Denn analog fällt es angesichts der Vielzahl medienzentrierter Diskurse schwer, eine Einheit in Gegenstand und Methode zu erkennen, von einer facheinheitlichen Theorie ganz zu schweigen. Mehr noch: Bereits der Singularis “Theorie“ scheint obsolet; wer Ein- und Überblick in medienwissenschaftliche Thematisierungen sucht, begegnet im Vorhinein je schon pluralen Medientheorien. [vgl. Faulstich: 1991] Und dort, wo das Bedürfnis nach Synthese und Fundierung sich ausdrückt, wo etwa eine Medienkulturwissenschaft als synthetisierende Überbaudisziplin für Geistes- und Sozialwissenschaft eingefordert wird, da ernüchtert sich dieser Anspruch sogleich an einer Realität, nach der “das größte Handikap dieser sich konstituierenden Wissenschaft [...] bis heute ein Theoriedefizit zu sein [scheint].“ [Schmidt: 1992, 447]

Ein Defizit, dessen intensionaler Leere reziprok eine extensionale Vermassung höchst heterogener Ansätze korrespondiert: (kybernetische) Informationstheorie (Shannon/Weaver, Steinbuch), Kommunikationssoziologie (Maletzke, Silbermann, Merten, McQuail), kritische Massenkommunikationsforschung (Benjamin, Adorno/Horkheimer, Prokop, Negt/Kluge), systemtheoretisch-interaktionistische (Parsons), systemtheoretisch-kommunikationale (Luhmann), systemtheoretisch-konstruktivistische (S.J. Schmidt) Medientheorien, Theorie distinkter Medien(gattungen) (Schrift, Film, Poster, Radio, etc.), Medien-geschichte (Kittler, Bolz), Abbildung von Medien(theorie) auf Psychoana-

lyse (Zizek), Mediensozialgeschichte (Ong, Goody) Medienkulturgeschichte (Flusser, Baudrillard), Medienkulturanthropologie (McLuhan, Weibel) u.v.m.

Offensichtlich klaffen hier Lücken. Offensichtlich divergieren die genannten Ansätze inhaltlich, formal und methodisches so sehr, daß kaum ersichtlich ist, wie aus den verschiedenen Medientheorien überhaupt so etwas wie eine einheitliche Theorie der Medien kristallisationsfähig werden könnte. Wir können uns also erneut mit "Luhmann '84" parallelisieren: Auch, oder besser gerade angesichts der sich ausdifferenzierenden Medienwissenschaften und -theorien existiert bis heute keine allgemeine Medientheorie.

Und dennoch läßt sich durch alle Divergenzen hindurch ein gemeinsamer Hintergrund erkennen, vor dem sich die jeweiligen Ansätze als je unterschiedliche Formen abheben. Explizit oder implizit versammeln sich sämtliche Theorien auf dem Boden eines gemeinsamen anthropologischen Aprioris: Die Bestimmung des Menschen als Mängelwesen, das überlebensnotwendig gezwungen ist, "die Mängelbedingungen seiner Existenz eigentätig in Chancen seiner Lebensfristung umzuarbeiten." [Gehlen: 1940, 36] Medien und Technik erscheinen so als Körpererweiterungen eines zur prothetischen Verlängerung seiner selbst, zur Kompensation seiner "Primitivismen" (Gehlen) gezwungenen Wesens; "Organentlastung" und "Organüberbietung" generieren den Menschen als "Prothesengott" (Sombart), dessen Ausdehnungsmedien folgerichtig quantitativ thematisiert werden: "Höher, schneller, weiter" signifizieren das Mehr der Selbstüberbietung von der platonischen Rede über Schrift (der Abwesende spricht raum- und zeittranszendent) bis hin zur Metaphorisierung des Netzes als Datenautobahn (Infohighway des Al Gore; Netzmetaphern vgl. Bühl: 1996, 13ff.)

So unterstellt sich der Mediendiskurs dem der instrumentellen Vernunft, dessen leistungstechnisches Paradigma in der Zweck-Mittel-Relation ruht. Gewonnen ist damit die maximale semantische Reichweite des Medienbegriffs, der sich auf die Totalität dessen ausdehnt, was als "zweite Natur" angesprochen werden kann: Brille, Radio, Computer – das Artefakt konstituiert die "ins Lebensdienliche umgearbeitete Natur" als selbsttätig produzierte und allein mögliche Umwelt des Menschen, denn nur "die Kulturwelt ist die menschliche Welt." [Gehlen: 1940, 38]

Doch fordert diese Thematisierung des Mediums ihren Preis. Als Bedingung und Garant der Lebenswelt ist dem so perspektivierten Medium unmittelbar seine Umkehrung, die Negation der Zweck-Mittel-Relation eingeschrieben, aus der es als Bedrohung und Gefährdung hervorgeht.

Generell: Die instrumentelle Sicht auf Medien und Technik engt den Raum, sich zu Medien und Technik zu verhalten, auf die einfache Alternative von Affirmation und Ablehnung ein. Notgedrungen wächst die Dualität von Technikeuphorie und Kulturpessimismus als habitueller Reaktionsmodus auf dem Boden des instrumentalen Paradigmas, das seine Leitdifferenz in der digitalen Opposition von "nützlich", "gefährlich", letztlich also von "gut" und "böse" findet. Gute Medien – böse Medien; tertium non datur – das Nachdenken über Technik stoppt als Technikfolgeabschätzung, Medientheorie zerfasert in Medienwirkungsforschung.

Allerdings ist das instrumentelle Paradigma selbst nur Ausdruck einer tieferliegenden metaphysischen Positionierung, nämlich der egologischen Entscheidung, die Welt als das radikal geschiedene Reich der Objektivität vom Subjekt aus zu denken. Nur da, wo das Ich die Welt als sein Gegenüber erfaßt (gleichgültig ob positivistisch erfahren oder rationalistisch konstruiert), kann die Frage aufkommen, ob dieses Gegenüber als Mit- oder Gegenspieler zu denken ist, ob die Welt als kaltes Universum oder nährendes Natur erfahren wird; nur wenn das Außen das ganz Andere meiner selbst ist, wird die Frage nach gut oder böse des ganz Anderen sinnvoll.

In bezug auf Medien und Technik also zeigt sich die Koinzidenz von Egologie und instrumenteller Vernunft zum einen als die Reduktion des Sichtfeldes auf die Dualität von Euphorie und Entsetzen. Und zum anderen dechiffriert sie sich als die mediale resp. technogene Reformulierung des metaphysischen Spaltes zwischen Innerlichkeit und Äußerlichkeit: Der Mensch, verstanden als mediales Wesen, ist traditionell geprägt durch die Rede, das Wort, den Logos, wobei die Rede verstanden wird als Ausdruck einer Innerlichkeit, als Verlautung der Gedanken, denen alles Äußerliche/Materielle/Mediale sekundär ist. Damit schließt das Subjekt sich aus seinem Medium, letztlich aus seiner Welt aus. Allerdings erlangt es durch diesen Ausschluß in inverser Gegenbewegung (potentiell) die Herrschaft über das Äußerliche: Das Subjekt beherrscht, manipuliert, bedient Technik und Medium. Kehren sich hier die Machtverhältnisse um, so erfährt das Selbst sich als Spielball exteriorer Mächte; Medien und Techniken manipulieren und beherrschen das Subjekt als fremde, disjunkte Größen – Euphorie und Entsetzen, Ernst Jünger und Charly Chaplin.

Medien- und Techniktheorie ist also immer schon verzahnt mit einem metaphysischen Apriori als dessen Aposteriori sie erscheint. Und folglich wird der Ausbruch aus der rigiden Klammer – gut-böse, Kosten-Nutzen, ja-nein – nicht anders können, als eine Umstellung im metaphysischen

Dispositiv vorzunehmen. Daher auch titeln wir diese Seiten "Medientheorie als Theoriemedium": Die Neusituierung des Mediendiskurses wird sich als Verschiebung in Richtung auf Ontologie, Logik, Semiologie, Metaphysik abspielen; so besetzt sie die herausragende Position als Medientheorie zum Katalysator einer Theorie dessen zu promovieren, was sich aus dem Jenseits klassischer Ontologie, Logik, Semiologie, Metaphysik anschickt, die damit verfaßte (klassische) Rationalität neu zu vermesen. Allgemeine Theorie der Medien kann sich nur im Zuge eines wechselseitigen Transformationsprozesses entfalten, der simultan die allgemeinen Denk- und Theoriemuster als Bedingung und Folge einer fundamentalen Medientheorie reformuliert. Medientheorie, die offen oder latent stets mit Wahrnehmungstheorie assoziiert ist, entfaltet sich als universale Theorie im Sinne des klassischen Begriffs der theoria als Anschauung zur Weltanschauung.

Daß der Weg über Medien und Technik sich nicht als Umweg, sondern als Königsweg gestaltet, zeigt sich, wenn die metaphysische Dichotomie (Innerlichkeit/Äußerlichkeit, Subjekt/Objekt) im Technischen immer schon brüchig ist. Die unüberbrückbare Trennung der Sphären verflüssigt sich im Medium als dem überdeterminierten Produkt, das zum Spiegel seines Produzenten gerät. Am Beginn der 60er Jahre formuliert das Freundespaar Günther/Schelsky: "Gott mag auch noch heute für den Erdenstaub, aus dem wir und die Dinge gemacht sind, verantwortlich sein, aber die Schöpfung jener 'zweiten Realität', die uns als objektiver Zivilisations- und Geschichtszusammenhang reell zumindest so stark beeinflußt wie der erste natürliche Seinsbestand, können wir ihm unmöglich zuschreiben. Für sie sind wir allein verantwortlich. Hier hat eine Verdopplung, also Wiederholung der Realität stattgefunden." [Günther: 1960, 19f] Und Schelsky ergänzt: "Diese technische Welt ist in ihrem Wesen Konstruktion, und zwar die des Menschen selbst. Man denkt in rückwärts gewandten Bildern, wenn man von ihr als 'künstlicher Natur' spricht, sie ist in viel exakterem Sinn der 'künstliche Mensch', die Form in der der menschliche Geist sich als Weltgegenständlichkeit verkörpert und schafft. [...] in der technischen Zivilisation tritt der Mensch sich selbst als wissenschaftliche Erfindung und technische Arbeit gegenüber." [Schelsky: 1961, 446]

Ganz offenbar besetzt das Artifizielle eine Schnittstelle, es gibt sich als Medium in seiner ursprünglichen Bedeutung zu erkennen: Medium heißt Mitte, und in der Mitte von schaffendem Subjekt und ungeschaffenen Objekt etabliert es sich als Interface, besser: Interspace ontologischer Polaritäten. Weil aber dieser Zwischenraum sich nicht entscheiden will,

exklusiv nur einer (welcher?) Seite zuzugehören, und weil das klassische, dual und digital konditionierte Denken mit solchen unentscheidbaren Widersetzungen seine Probleme hat, gleitet der klassische Menschentypus am Medium in seine zentrale Krise: Noch immer identifiziert er sich mit einer Geistigkeit, die sich längst von der Subjektivität abgespalten hat und zum Mechanismus geworden ist. Entsprechendes gilt für die 'Eigenschaft' der Lebendigkeit, der Vigilanz und Spontaneität und Autoplastizität. Auch diese Charakteristika des Menschlichen und Lebendigen lassen sich partiell artifiziell konstruieren und geraten ihm somit zur Äußerlichkeit. Die autochtonen Grenzen von Innen und Außen lassen sich nicht mehr halten, sie vervielfältigen sich am Medium, dessen Definition, dessen Abgrenzung sich in eins zur Neubestimmung von Innen und Außen verwandelt. Hier Simulationsmedien als Bejahung des Nichtseienden, Dissimulation als Verneinung des Seienden zu veranschlagen [Kittler: 1989, 64], oder Medien als Nahtstellen zu testieren, an denen Abwesenheit in Anwesenheit umschlägt und umgekehrt (z.B. per Telephon) [Weibel: 1989, 104] – all das mögen elegante Choreographien im Repertoire autochtoner Philosophie sein; doch entlarven sie sich als bloße Arabeske, wenn sie sich als zutiefste Anerkenntnis des klassischen Dualismus und Digitalismus zu erkennen geben, aus dem Umkehrbewegungen und Begriffsumstellungen den Ausbruch höchsten proben.

In welche Richtung eine tiefergehende Grenzverschiebungen laufen müßte, deutet sich an, wenn eine kaum als solche rezipierte Medientheorie als erste Grenzsteinversetzung gelesen wird: Heideggers Medientheorie, der er den Namen der Zeuganalyse gibt, gründet in der radikalen Absage an jede Bewußtseinstheorie und Egologie, wenn sie das Subjekt als ein Seiendes(Dasein) begreift, dem es wesentlich um sein Sein geht. So besitzt das Dasein immer schon einen ausgezeichneten Bezug zum Sein, es kennt sich aus, ist in der Welt, und sichert sich sein Überleben in der umtriebigen Sorge um sein Sein im Gebrauch der Dinge. Werkzeuge, Artefakte, Medien also, die Heidegger unter dem Namen Zeug versammelt, werden im gebrauchenden Umgang in ihrer Zuhandenheit erfahrbar (sie sind als verwendbare Medien zur Hand), verfügen aber jenseits dieser instrumentellen Bestimmung noch über eine spezifische Verweisungsfähigkeit, insofern sich an ihnen das Gesamt der anschluffähigen Kontexte zeigt (Hammer, Hämmern, Befestigen, Bauen, Wohnen, Dasein). Diese Verweisungsstruktur des Zuhandenen (Mediums) tauft Heidegger Bewandtnis (der Hammer hat sein Bewenden beim Hämmern ...), um von hier aus das Dasein, den Menschen, als finalen Grund zu installieren, auf den die Medien verweisend hin orientiert sind. "Die Bewandtnisganzheit selbst aber geht letztlich auf ein Wozu zurück, bei dem es keine Bewandt-

nis mehr hat [...] Dieses primäre Wozu ist kein Ding als mögliches Wobei einer Bewandtnis. Das primäre 'Wozu' ist ein Worum-willen. Das 'Um-willen' betrifft aber immer das Sein des Daseins, dem es in seinem Sein wesenhaft um dieses Sein selbst geht.“ [Heidegger: 1927, 84]

Medien (Zuhandenes) werden also als Instrumente der Kontingenzbewältigung zu Zeichen, zu Signifikanten, als deren Signifikat das Dasein, der Mensch, erscheint, oder anders: Eine Hermeneutik des Daseins, ein verstehendes Bild des Menschen, wird nicht anders können, als zuvor die Zeichen, Signifikanten, Medien seiner selbst lesen zu müssen; das menschliche Antlitz zeigt sich mosaikartig dispersiert über die Totalität seiner Medien.

Umgekehrt aber zeichnet Heidegger das Dasein zugleich als “Bedingung der Möglichkeit der Entdeckbarkeit von Seiendem, das in der Seinsart der Bewandtnis (Zuhandenheit) in der Welt begegnet und sich so in seinem An-sich bekunden kann.“ [Heidegger: 1927, 87] Signifikant und Signifikat, Medium und Medienoperator konstituieren sich so in einem gleichursprünglichen Verhältnis wechselseitiger Abhängigkeit. Mehr noch: Die duale Ko-Kreativität von Dasein und Bewandtnis ganzem erfährt ihre Erweiterung in Richtung auf eine Dreipoligkeit, in der sich die Heideggersche Medientheorie schließt. “Worin das Dasein sich vorgängig versteht im Modus des Sichverweisens, das ist das Woraufhin des vorgängigen Begegnenlassens von Seiendem. Das Worin des sich verweisenden Verstehens als Woraufhin des Begegnenlassens von Seiendem in der Seinart der Bewandtnis ist das Phänomen der Welt.“ [Heidegger: 1927, 86]

Welt, Dasein, Zuhandenes gehen rekursive Schleifen ein, die keinen Ursprungstheoretischen Index mehr führen, wo der Einstieg auf den Zirkel stattzufinden hat – trichotome Gleichursprünglichkeit als Desedimentierung des Grundes und als strukturelles Grundmuster, das die Symmetrie von Innerlichkeit/Äußerlichkeit aufbricht, der damit überhaupt die Bemessungsgrundlage entzogen ist. Deswegen haben wir Heidegger angeführt: Mustergültig führt er vor, daß die Rede vom Medium als “Inter“, als “Mitte“ und “Zwischen“ immer schon in der metaphysischen Falle sitzt, die das klassische Denken mit seinem Grundbinarismus auslegt; wer Medien als Zwischenreiche instituiert, ratifiziert notgedrungen eine Egologie und dualistische Ontologie, die sich am Ende zu entscheiden hat, ob sie das Medium auf Seiten der Innerlichkeit oder Äußerlichkeit ansiedelt. Werden aber Dasein, Welt und Zuhandenes, also Subjekt, Objekt und Medium in simultaner Genese gedacht, dann steht ein solches Denken im Rahmen der klassisch sanktionierten Logifizierbarkeit zwar vor der medialen Grenze seiner Sagbarkeit, hat aber andererseits bereits

einen unbestimmten Vorbegriff des notwendigen logisch-ontologischen Leistungsprofils jenseits dieser Grenze.

Die Grenze mit einem bloßen Sowohl-als-Auch bereits für überschritten zu glauben, ist allerdings ein Irrtum. Schnittmengenpolitik basiert auf einem linear darstellbaren Vereinigungsprozeß, der dem Überlappungsbereich zudem seine Identität raubt. Sowohl das Weder-Noch, als auch das Sowohl-als-Auch konzidiert die Präexistenz dessen, was sie zu unterminieren suchen (Innen/Außen). Zugleich aber ist es "sinnlos, auf die Begriffe der Metaphysik zu verzichten, wenn man die Metaphysik erschüttern will. Wir verfügen über keine Sprache [...], die nicht an dieser Geschichte beteiligt wäre. Wir können keinen einzigen destruktiven Satz bilden, der nicht schon der Form, der Logik, den impliziten Erfordernissen dessen sich gefügt hätte, was er gerade in Frage stellen wollte." [Derrida: 1966, 425] Das Medium, das sich weigert als Zwischen zu siedeln, das sich umgekehrt anschickt, das Dispositiv des Zwischen, also die Dualität von Innen und Außen zu sprengen, hat keine Sprache, keinen Ort, da die Koordinaten der Orthaftigkeit insgesamt erst einer Verschiebung unterzogen werden müssen.

Insofern ist die implizite Transformation des gesamten Begriffsschemas in allen seinen Teilen immer schon mitzulesen, wenn das neu zu Denkende sich der alten Schläuche bedient. Auch die mediengestützte Dekonstruktion muß sich der überkommenen Sprache befleißigen, um ihre Verheißung zu kolportieren, daß sich "in unserer Zukunft [...] der phantastische Ausblick auf eine geschichtliche Epoche [eröffnet], in der die klassische zweiwertige Aufspaltung der Wirklichkeit in tote Sache und lebendige Personalität verschwunden ist, weil zwischen diesen beiden ontologischen Grenzfällen sich eine mittlere Dimension des Seins ausbreitet, in der die anima abscondita des transklassischen Menschen als ihre eingenste Schöpfung und technische Produktion das Bild der klassischen Seele als selbsttätige Bewußtseinsanalogie setzt." [Günther, 1960, 36]

Grundsätzlich also genügt es nicht, Medien als territoriale Extensionen mit einseitiger Ausdehnungsrichtung zu erfassen, sei es der res extensa (klassische Maschine), sei der res cogitans (Computer) [Vgl. Weibel: 1989] Das Credo "alle Technologie ist Teletechnologie" [Weibel: 1989, 90] beglaubigt einseitig die unilineare Expansion des Subjekts in die Welt. Selbstverständlich, das körperliche Territorium dehnt sich aus in die Welt, doch bedeutet diese Extension zugleich auch die vermehrte Ankunft der Welt im Körper: Je imperialer die mediale Welthaftigkeit des Körpers sich gebärdet, um so dramatischer steigert sich die ihm investierte Welthaftigkeit. Medien als Ausdehnungen des Körpers in die Welt, ver-

längern zugleich die Welt in den Körper hinein: Der Pilot ist die Maschine; Verschmelzungsmetaphern deuten dies ebenso sinnfällig an, wie der Rücklauf medialer Entwicklungen in anthropologische Konzeptualisierungen (Uhr – Descartes/La Mettrie, “Wärmemaschine“ – Freud; von Neumann-Maschine – Simon, Netzwerk – Minsky).

Die Frage also ist die nach einer Medientheorie, die die Mehrlingigkeit und Gleichursprünglichkeit der Triade von Innen, Außen und Medium einfangen könnte, ohne ihnen ihre distinkte Identität zu rauben, und die es zugleich ermöglichte, sich von keinem der Orte aus als bevorzugtem Ausgang zu formulieren. Worum es geht, ist nichts weniger als die Beschreibung der neuen Grenzen im Prozeß und als Prozeß ihrer Neuziehung.

Wie sehr dieser (metaphysische) Neuziehungsprozeß mit Medientheorie verknüpft ist, zeigt sich, wenn die Dekonstruktion des cartesianischen Dualismus bei Merleau-Ponty direkt in Medientheorie mündet: Der Ausbruch aus dem Dualismus vollzieht sich als Instituierung des Leibes als dem (Wahrnehmungs)Medium schlechthin, wenn Merleau-Ponty in Analogie zu Heidegger Wahrnehmung nicht mehr von der Alternative der Setzung oder Abbildung her denkt, sondern darin eine primordiale Zugangsform zur Welt erkennt – Wahrnehmend sind wir zur Welt, die dementsprechend keine präexistente Welt mehr ist, sondern medialer Effekt des wahrnehmenden Leib-Subjekts. Welt ist “untrennbar vom Subjekt, von einem Subjekt jedoch, das selbst nichts anderes ist als Entwurf der Welt, doch von einer Welt, die es selbst entwirft.“ [Merleau-Ponty: 1945, 489] Welt wird immer nur in statu nascendi wahrgenommen; als Entfaltung der Wahrnehmung entsteht Welt in der Bewegung der Wahrnehmung – the paths are made by walking.

Die Frage nach dem Medium, das das Subjekt einerseits immer schon in die Welt stellt und ihm andererseits diese Welt erst erschließt, der Ort der Wahrnehmung, der nicht von den Strukturen des Subjektiven und Objektiven durchzogen ist und nicht von ihnen her gedacht werden muß, das Medium also, in dem die Welt als Wahrgenommene entsteht, und das gleichzeitig und nur in diesem Entstehen die Existenz des Mediums selbst verwirklicht, findet Merleau-Ponty also im Leib. Der Leib springt aus dem Raster des Subjektiven und Objektiven heraus. Der Leib als Verankerung in der Welt, als ein natürliches Ich, ist gerade nicht der objektivierbare Körper, der als Gegenstand der positiven Wissenschaften bloßes Objekt der Ding-Erfahrung ist. Und ebensowenig läßt sich das Bewußtsein des Leibes als ein Denken verstehen, in dem sich reflektierend die

Vorstellung darüber gewinnen ließe, einen Leib zu haben. Die spezielle Leiberfahrung kann weder auf die objektivistische noch auf die subjektivistische Strategie zurückgreifen; "zur Kenntnis des menschlichen Leibes führt kein anderer Weg, als der, ihn zu erleben, d. h. das Drama, das durch ihn hindurch sich abspielt, auf sich zu nehmen und in ihm selber aufzugehen. So bin ich selbst mein Leib [...] und umgekehrt ist mein Leib wie ein natürliches Subjekt, wie ein vorläufiger Entwurf meines Seins im ganzen. So widersetzt sich die Erfahrung des eigenen Leibes der Bewegung der Reflexion, die das Objekt vom Subjekt, das Subjekt vom Objekt lösen will, in Wahrheit aber uns nur den Gedanken des Leibes, die Erfahrung des Leibes, den Leib nur in der Idee, nicht in der Wirklichkeit gibt." [Merleau-Ponty: 1945, 234]

Der Leib also hält im Gegensatz zum Körper keine Distanzierungschance mehr bereit. Er ist vorgegeben, und mit dieser Vorausgesetztheit leiblicher Existenz ist zugleich eine bestimmte Welt vorgegeben: Der Leib ist beteiligt an allen Vollzügen, die das Subjekt mit der Welt verbinden, er selbst ist die Verbindung, mit der das Selbst in der Welt ist. So ist er das unhintergehbare Medium, mit und in dem die Welt erschlossen wird. "Ich fasse die Welt [...], weil ich in der Welt situiert bin, sie mich umfaßt. [...] Das Subjekt ist in Situation, es ist selbst nichts anderes als eine Möglichkeit von Situationen, weil es seine Selbstheit nur verwirklicht als wirklich Leib seiendes und durch diesen Leib in die Welt eingehendes." [Merleau-Ponty: 1945, 464]

In Bezug auf die wahrgenommene Welt ist der Leib somit "das Werkzeug all meines Verstehens überhaupt" [Merleau-Ponty: 1945, 275], doch ist er nicht das virtuos einsetzbare Instrument, das in freier Verfügungsgewalt steht. Zwar läßt sich der Blick lenken, das Ohr ausrichten, das Tasten steuern, aber daß gesehen, gehört, gespürt wird, geht ursächlich nicht von einem freien Willenszentrum aus. Und was für die Empfindungen gilt, summiert sich als der im Grunde Ich-lose Impuls der Wahrnehmung derart, "daß man in mir wahrnimmt und nicht, daß ich wahrnehme." [Merleau-Ponty: 1945, 253] Wenn auf diese Weise Wahrnehmung weder das Bewußtsein eines Zustandes (Subjektivismus) noch der Zustand eines Bewußtseins (Objektivismus) ist, dann ist Wahrnehmung auch aus der Klammer von aktiv/passiv, autonom/abhängig gelöst. Wahrnehmung ist nicht das, was als äußerer Informationsstrom in einen bloß aufnehmenden Kübel gegossen würde; und ebensowenig ist es ein Sammeln solcher Informationen, zu dem man sich entschließen könnte oder nicht. Wahrnehmung springt aus dieser Alternative heraus, sie ist von ihr aus gar nicht zu denken, eher ist sie "ein Sein in Situation, dem zuvor wir gar nicht existieren, das wir beständig aufs neue begin-

nen und das uns selbst erst konstituiert.“ [Merleau-Ponty: 1945, 486]

Damit ist der Inbegriff der Wahrnehmung, der Leib, als das Medium der Welt und Verankerung in der Welt gleichermaßen davon entfernt, unter den Kategorien von aktiv/passiv, autonom/abhängig gedacht zu werden. Weder wendet der Leib sich der Welt in einer Form zu, daß er sich ihr entziehen könnte, noch gibt es die Welt als ihm äußerliche, der er sich zuwenden/entziehen könnte. Die Begegnung von Selbst und Welt gestaltet sich nicht als frei zu ergreifender Entschluß, sondern das Selbst in seiner leiblichen Existenz, fällt zusammen mit der Existenz der Welt. “Einen Leib haben, heißt über ein umfassendes Gefüge verfügen, das die Typik sämtlicher intersensorischer Entsprechungen über das wirklich wahrgenommene Weltstück hinaus umfaßt und ausmacht. Ein Ding ist also in der Wahrnehmung nicht wirklich gegeben, sondern von uns innerlich übernommen, rekonstruiert und erlebt, insofern es einer Welt zugehört, deren Grundstruktur wir in uns selber tragen.“ [Merleau-Ponty: 1945, 377] Und weil diese Strukturen immer schon inkorporiert sind, weil also die inneren Bezüge der Dinge und die Beziehungen der Dinge untereinander immer schon durch den Leib vermittelt sind, kann Merleau-Ponty letztendlich sagen: “Inneres und Äußeres sind untrennbar. Die Welt ist gänzlich innen, ich bin gänzlich außen.“ [Merleau-Ponty: 1945, 464]

Deutlich sichtbar, sowohl bei Heidegger wie auch bei Merleau-Ponty, ist der Forderungskatalog, den eine nicht mehr klassisch fundierte Medientheorie aufstellt: Wechselseitigkeit, Mehrlinigkeit, Gleichursprünglichkeit, Desedimentierung des Grundes, Dekomposition jedweder Dualität/Dichotomie lassen sich als herausragende Stichworte zusammentragen. Allerdings werfen sie nur ein Schlaglicht auf das Was der onto-logischen Revision, das konkrete Wie bleibt unbeleuchtet. Deswegen sprachen wir von einem Vorbegriff: Die genannten Verschiebungsansätze verbleiben insgesamt im Proklamatorischen, die Zusammenhänge und Interdependenzen von Innen/Medium/Außen werden angezeigt, ohne sie in ihrem Prozeßcharakter hinreichend zu artikulieren. Hier bedarf es einer weitergehenden, vertiefenden Konkretion; notwendig hat sich eine Strukturation anzuschließen, die als Denkform selbst das Medium bereitstellt, an dem und in dem sich der Strukturzusammenhang von Innen, Außen und Medien neu entfaltet.

Und diese Denkform steht bereit. Die Polykonturalitätstheorie Günthers [vgl. Günther: 1976, 1979, 1980] stellt den geforderten Maximalrahmen logisch-ontologischer, metaphysischer und formtheoretischer Transformation da, so daß eine allgemeine Medientheorie hier ihre Refe-

renztheorie findet; allgemeine Medientheorie könnte gleichermaßen als polykontexturale Medientheorie firmieren. Denn gemeint ist immer der Duktus der Theoriegenese, der sich aufmacht, die Exterritorialität des Beschreibungsortes zu verlassen: In dem Moment, in dem die Einmaligkeit der Grenze zwischen Innen und Außen in die Vielzahl der diskontexturalen Abbrüche (Grenzen) überführt wird, verschwindet nicht nur der Zwang zum Sowohl-als-Auch, sondern eröffnet sich erstmals die Möglichkeit, daß die Beschreibung als Prozeß im Produkt der Beschreibung selbst inhäriert: Der Weg, der beim Gehen erbracht wird (Heidegger), das Medium, das nicht präexistiert, das sich im Prozeß der Medialisierung generiert, um in eins damit den Operator, die mediale Operation und das Medium zu generieren, als simultane Konstitution von Prozeß, Produzent und Produkt, als Bewegung des medialen Wesens: Mensch.

Hierfür steht die Polykontexturalitätstheorie in Referenz- und Reichweite bereit. Einerseits als narrativer Spielraum des philosophischen Diskurses, in den sie sich als radikale Dekonstruktionsbewegung in Richtung auf eine Transmetaphysik einträgt. Und andererseits als formallogisches Pendant der Narration, sofern sie als Stellenwert- und Kontextwertlogik den Raum der klassischen Formalisierung kollateral erweitert. Damit wäre das Instrumentarium in Anschlag, das den (bloßen) Narrationen der Grenzüberschreitung klassischer Metaphysik gerade nicht zur Hand ist.

Wenn sich also zeigt, daß hinter der Frage nach dem Medium stets die nach Immanenz und Transzendenz, nach Innerlichkeit und Äußerlichkeit, nach Geist und Material lauert, dann besteht die eine Strategie gewiß in dem denkonstruktiven Gestus, der die binären Oppositionen insgesamt verschiebt und ihr Zusammenspiel polykontextural neu situiert. Eingedenk des negativen Bescheids, den Derrida solchen Verschiebungsoperationen erteilt, hätte dieser Versuch also eine Denk-, Vorstellungs-, Sprach- und Signifizierungsform zu finden, die gänzlich jenseits der metaphysischen Erblasten ihr eigenes Apriori generiert. Es wäre der Eintritt in einen reinen Strukturraum, wenn Struktur gerade bedeutet, von keiner ablösbaren Positivität mehr affiziert zu sein. Strukturen unterlaufen den ihnen aufsitzenden Binarismus von Stoff und Form, sofern sie als Zusammenspiel von Differenzen erst das Medium dieser Opposition bilden. Anders gewendet verweist die polykontexturale Neusituierung am Ende auf einen neuen Formbegriff, der in der Lage ist, ohne von Stofflichkeit und Substantialität durchzogen zu sein, Strukturen abbilden und generieren zu können.

Hier dann verschärft sich die allgemeine, resp. polykontexturale Medientheorie noch einmal und kommt eigentlich zu sich selbst, denn was damit eingefordert ist, zeigt sich als eine Theorie der Medialität selbst: Das Phänomen der Medialität, also einerseits die Bedingung der Möglichkeit als auch andererseits die Strukturationsbedingungen dafür, daß überhaupt Materiales, Sinnliches, zur Trägerfunktion von Sinn gelangen kann, wäre hier die zu bedenkende Frage. Wie kann Sprache als allgemeine Zeichenvirulenz, wie kann Zeichenvirulenz als Sprache (Sprache, Schrift, Kleidung, V-2) überhaupt ins Werk treten? Wenn Sprechen, Schreiben, Denken, Erfahren, Leben sich anhand von Medien konstituiert, wie konstituieren sich dann die Medien? Was ist das mediale Moment am Medium? Was heißt Medialität?

Gefordert wäre "Medialität zu begründen als die vor-semantische, die sinn-erzeugende Rolle des Sinnlichen." [Krämer, 1996, 181] "Gerade das aber ist das Problem, um das die Negativsprache kreist. Gibt es etwas, das selber noch nicht Begriff oder Idee ist, was aber als Baustein dienen muß, wenn Sinn und Idee erschaffen werden soll" [Günther: 1979, 44]

Letztlich würde man sich begnügen können mit einer Narration, Transkription, Inskription und Logifikation dessen, was die in der Metaphysiksprache sich unwillkürlich wund laufende Erzählung Derridas von der *différance*, Spur, *archiécriture* umfaßt. Grammatologie (Derrida) und Zerologie (Kristeva) als Erzählungen der Präsemiotik sind ihrerseits erst noch Hinweise, Aus-weise aus jenem positivsprachlichen Reich, das sie selbst nicht verlassen (können), von dessen formtheoretischem Ausbruch demgegenüber jedoch die Fundierung der Polykontextualität abhängt. Dementsprechend findet sich bei Günther mit Morpho- und Kenogrammatik die formtheoretische Konzeption eines nonsignifikanten Signifikationssystems – die Formalisierung der *différance* entsteht kurz bevor sie zum Namen kommt (Günther 1962, Derrida 1968).

Mit Morpho- und Kenogrammatik, mit der Theorie der Negativsprachen also [vgl. Günther: 1979] ist ein formaler Einschreibemodus erbracht, an dem sich der Formierungs- und Strukturationsprozeß als Prozeß darstellen läßt – als Formation der Form, Strukturierung der Struktur, als selbstreferentielle (Auto)Genese/-Poiese eines mit Differenzen agierenden Leerstellenkalküls. Selbstreferentielle Struktur und Form, einschreibbar im Nichts, das nicht nichts ist, bedeutet zugleich den weitesten Abstand, der sich überhaupt zu einer Egologie denken läßt. Hier, wo der Prozeß der Formation sich selbst in sich einträgt, ist somit der eigentliche Ort des Mediums betreten: Im kenos, in der Leere als dem strukturierten-strukturierenden Abwesen (Nichts), erschließt sich das

Ganz-Andere in der ihm gemäßen Radikalität, die dem Sowohl-als-Auch, Weder-Noch, aktiv-passiv nicht einmal mehr einen Anhalt bietet. Hier ist der Ort des Heideggerschen Ereignisses, das frag- und saglos sich ereignet – das Geläut der Stille.

5 So weit wäre also zurückzugehen. So weit hätte der Blick s ins Unbesehene und ihm notwendig Verborgene zu vorzuwagen, um die Medialität des Medium selbst in den propositionslosen Blick zu nehmen. Und kenntlich gemacht wäre damit, inwieweit die gegenwärtige Begriffe vom Medium dieses noch immer offen oder latent, realistisch oder konstruktivistisch, apriorisch oder aposteriorisch, wenn nicht schon egologisch-instrumentell, so doch noch immer als präsentische, anwesende Virulenz denken: Medien als lose Kopplung vorhandener Elemente, von denen sich Formen als strikte Kopplungen abheben (Luhmann), Medium als gestaltpsychologischer Grund für Form (McLuhan) – selbst die avanciertesten Theorien, die von jeder Egologie und Subjektzentriertheit freigesprochen werden können, kreisen noch immer in den Bahnen der alten Metaphysik. Und analog zur Dualität von Langue/Parole (Saussure), Tiefenstruktur/Oberflächenstruktur (Chomsky) lassen sich sie alle auf den Aristotelismus von Stoff und Form abbilden; zumindest aber auf den traditionellen Digitalismus von dynamis, potentia, Möglichkeit als jenem Schöpfungsgrund auf dem sich der actus, energieia, die Wirklichkeit generiert.

Wohlgemerkt: Das alle ist nicht falsch und unfruchtbar. Aber es ist der zweite Schritt vor dem ersten. Zweite Schritte allerdings, das heißt der Wiederaufstieg aus dem kenos, sind im Projekt einer allgemeinen Medientheorie und Theorie der Medialität dann nicht nur vorgesehen, sondern koinzidieren als notwendige Neuvermessung mit der Frage nach den Konsequenzen einer nicht mehr klassischen Metaphysik und Rationalität für die Situierung von Mensch und Medium. Was, so die Frage, wenn Medien in der für sie gefundenen Bestimmung gedacht werden können, was, wenn die Strukturen des monokontexturalen Denkens von Selbst und Welt zurückgelassen sind, ergibt sich für die Neusituierung des Menschen in seinen Medien?

So erst und dann erst schließt sich im Rücklauf die Möglichkeit auf, Medien in ihrer Struktur als soziale, sprachliche, materiale Kreationspotentiale zu entschlüsseln. Sind die Dualismen in ihrer Gesamtheit als Produkte einer aristotelischen Hegemonie überwunden, und ist die Internalisierung von Diskontexturalität als universaler Grundstruktur in der Lage, auch für Geistes-, Kultur- und Medienwissenschaften das in

der Mathematik längst bekannte Prinzip der Dualisierung erfahrbar zu gestalten, dann ergeben sich zwangsläufig Berührungen zwischen den verschiedenen Lagern der Innerlichkeits- und Äußerlichkeitsproselüten, die damit vermittelbar und dialogfähig werden. Auch sind Meditationen zwischen Konstruktivismus und Konstruktivismus denkbar, die auf diesem Wege ihre unreflektierte Verwandtschaft entdecken könnten. Der soziale Konstruktivismus, in der BRD nicht so sehr gefragt, nährt sich von eher britischen Quellen, z.B. Anthony Giddens, kann sich seinerseits aber auf deutsche Traditionen berufen und hat in Gadamer einen immer noch aktuellen und renommierten Denker zur Hand. Für den Konstruktivismus wird Wirklichkeit durch den Dialog im Medium der Sprache konstruiert. Alles ist Sprache. Die Sprache ist das Haus des Seins, formuliert auch Heidegger, die seit Humboldt virulente Einsicht der Sprachkreationisten (Weisgerber, Sapir/Whorf), die sich im Diktum "Nichts existiert außer durch Sprache" schließlich bis in transatlantische KI-Kreise herumgesprochen hat. [Winograd/Flores, 1886, 119] Die Einschätzung, daß Realität im Dialog entsteht, im Gespräch, in der sprachlich vermittelten Handlung, die dann auch die massenmedial vermittelte und netzgestützte Handlung/Kommunikation sein kann, eröffnet neben einer speziellen Begegnung von Gadamer und Derrida auch die Chance, daß sich der radikale Konstruktivismus im Kontakt mit den nach-Kantischen und vor allem nach-Neukantianischen Philosophen wieder im zeitgenössischen status quo philosophischer Theoriebildung einfindet.

Neben diesen kommunikativen und also – um mit Luhmann zu sprechen – hochunwahrscheinlichen Ereignissen, läßt sich aber eine Konsequenz aus der polykontextualen und damit allgemeinen Theoretisierung des Mediums durchaus als wahrscheinlich erwarten: Der Mensch, der im Anschluß an diese Emanzipation aus dem Konzept der klassischen Rationalität als der transklassische Menschentypus angesprochen werden kann, gewinnt durch die Desedimentierung, die zu einer Transformation der Symmetrie der Dichotomien in Richtung auf komplexe Asymmetrien führt, eine neue Stufe der Freiheit vom Objekt, die seine Geistigkeit und Innerlichkeit radikal steigert. Damit ist für ihn schließlich ein Standort beziehbar, der das Wesen von Technik und Medien jenseits von Euphorie und Entsetzen zu fassen erlaubt. Weder sind Technik und Medien das Tote und Fremde der Äußerlichkeit, noch beanspruchen sie Domänen des Geistigen und der Innerlichkeit. Im Gegenteil, die transklassische Techno- und Mediologie ermöglicht dem transklassischen Menschen die unbeschränkte Selbstrealisation sowohl im Geistigen der Innerlichkeit wie in der Äußerlichkeit des Materiellen, ohne daß er sich mit der einen oder anderen Seite (der Form) identifizieren müßte.

Am Ende also obliegt es dem Denken, der trans-semiotischen und kenomischen Verfaßtheit in der geläute(r)ten stillen Gewaltsamkeit der (ereignenden) Chiasmen, sich seine Horizonte heterarchischer Ermächtigung zu erdenken. Denkräume ohne Architektonik und ohne eine Logistik der Ermöglichung. Die neue Kunst, sich medial zu Denken, verortet sich, indem sie endlich die Antagonismen disseminativ ent-ortend verwirft. Die Neue Kunst des Denkens erscheint so als Re-Präsentation des Prozesses der Verwerfung (des Digitalismus), wird das InterFace, der Chiasmus von Schnitt und Naht jeglicher Stelle existentieller Raumung, im Zwischen, jenseits von Zeichen und Bezeichnetem als trans-medialer Semiosis, in der Metexis der Zeitigung von Mensch und Welt im künftigen Zeitalter trans-digitaler, kenomischer und polylogischer Nano-Technologien der Selbst-Inskriptionen.

Literatur:

Bühl, Achim, 1996: Cybersociety. Mythos und Realität der Informationsgesellschaft. Köln: PapyRossa, 1996.

Derrida, Jacques, 1966: Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaft vom Menschen. In: Ders.: Die Schrift und die Differenz. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 21985.

Faulstich, Werner, 1991: Medientheorien. Einführung und Überblick. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1991.

Gehlen, Arnold, 1940: Der Mensch. Seiner Natur und seine Stellung in der Welt. Wiesbaden: Aula, 131986.

Günther, Gotthard, 1960: Schöpfung, Reflexion und Geschichte. In: Ders.: Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Bd. 3, Hamburg: Meiner, 1980, S. 14-56.

Günther, Gotthard, 1976, 1979, 1980: Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. 3 Bd., Hamburg: Meiner, 1976, 1979, 1980.

Günther, Gotthard, 1979: Identität, Gegenidentität und Negativsprachen. Hegel-Jahrbuch 1979. Köln: Pahl-Rugenstein, 1979, S. 22- 88.

Heidegger, Martin, 1927: Sein und Zeit. Tübingen: Niemeyer, 151979.

Kittler, Friedrich Adolf, 1989: Fiktion und Simulation. In: Ars Electronica (Hrsg.): Philosophien der neuen Technologie. Berlin: Merve, 1989, S. 57-80.

Krämer, Sybille, 1996: Weg? Randgänge! In: Christine & Michael Hauskeller (Hrsg.): "... was die Welt im Innersten zusammenhält." 34 Wege zur Philosophie. Hamburg: Junius, 1996, S. 175-182.

Luhmann, Niklas, 1984: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1984.

Merleau-Ponty, Maurice, 1945: Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin: de Gruyter, 1966

Schelsky, Helmut, 1961: Der Mensch in der wissenschaftlichen Zivilisa-

tion. In: Ders.: Auf der Suche nach der Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze. Düsseldorf-Köln: Diederichs, 1965, S. 439-480.

Schmidt, Siegfried, J., 1992: Medien, Kultur: Medienkultur. Ein konstruktivistisches Gesprächsangebot. In: Ders. (Hrsg.): Kognition und Gesellschaft. Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus 2. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1992, S. 425-450.

Winograd, Terry und Fernando Flores, 1986: Erkenntnis, Maschinen, Verstehen. Zur Neugestaltung von Computersystemen. Berlin: Rotbuch, 1989.

Weibel, Peter, 1989: Territorium und Technik. In: Ars Electronica (Hrsg.): Philosophien der neuen Technologie. Berlin: Merve, 1989, S. 81-111.

Philosophie des LMR

(TEIL 1)

Joachim CASTELLA, 2001

1 Zeug-Analyse: Dienlichkeit. Kontingenzbewältigung

Medien – und hier ist zunächst ganz allgemein an all das zu denken, was als kompensatorisches Element in Dienst genommen werden, um die naturgegebenen Defizite des, wie Arnold Gehlen es nennt, Mängelwesen Mensch abzufedern – Medien also lassen sich vorrangig unter dem Aspekt ihrer Dienlichkeit erfassen.

Neben dem Drang, das technisch Machbare auch als konkrete Realität zu manifestieren, besitzt das initiale Motiv für die Genese von Medien immer auch eine finalistische Komponente, Medien werden in aller Regel unter einer klaren Ziel- und Zweckorientierung entworfen resp. weiterentwickelt. Die instrumentelle Vernunft agiert nicht als *l'art pour l'art*, und dementsprechend steht das Medium – gleichgültig ob Faustkeil oder World Wide Web – als Element einer Zweck-Mittel-Relation im operativen Brennpunkt der Kontingenzbewältigung.

2 Defokussierung. Selbstverbergung

Daher mag es überraschen, wenn das LMR seine Forschungs- und Entwicklungsarbeit gerade in operativer Hinsicht dem Begriff der Defokussierung unterstellt, womit anders gewendet eine Zielsetzung umrissen ist, nach der die im LMR konzipierten und realisierten Medien sich im Rahmen der instrumentellen Praxis weitestgehend der Sichtbarkeit entziehen sollen, sie von allem Anfang an auf ein Höchstmaß an Selbstverbergung hin angelegt sind. Was ist darunter vorzustellen? Wie sollen Medien, die doch antreten, die natürlichen Grenzen der Körper in möglichst unabsehbare Weite auszudehnen, vor eben diesen Körpern verborgen bleiben? Vor allem aber: Wozu?

Die Antwort hierauf läßt sich finden, wenn daran erinnert wird, daß die Geschichte medialer Entwicklung in mehr als einer Hinsicht als eine Geschichte des Verschwindens, als ein Prozeß der Selbstverbergung gelesen werden kann. Bereits bei Marshall McLuhan finden sich Hinweise hierauf, wenn er den genetischen Zusammenhang von alten und neuen Medien dahingehend beschreibt, daß alte Medien im Zuge der Medienrevolution zwar nicht aussterben, sie vielmehr als Supplemente der neuen Medien in eben diesen neuen Nachfolgemedien fortleben.

Das Alte geht im Neuen auf! Oder anders: Das Alte wird im Neuen aufgehoben. Aufhebung aber, so ist seit Hegel bekannt, konfrontiert den Be-

obachter mit der Schwierigkeit, das Selbe im Anderen zu identifizieren, denn mit der Aufhebung des Alten im Neuen ist dessen Identität als homogene Selbigkeit gebrochen, zeigt seine Identität sich als eine von Differenz durchzogene Identität, als Gleichheit. Aufgehobene Medien also überleben und verenden zugleich in neuen Medien; mit dem Verschwinden des Selben in seiner Wiederkehr als Gleiches agieren sie als mediale Wiedergänger und zeichnen so aus Sicht der theoretisch orientierten Medienwissenschaft die mediale Phylogenese als den Prozeß einer transformatorischen Wiederholung.

Transformation und Adaption erscheinen damit als systematisierende Beschreibungskategorien, wenn die Beobachtung sich an den jeweiligen Generationsübergängen auf den dort charakteristischen Form-Inhalt-Wechsel richtet, wenn also die Beobachtung eine diachrone Perspektive einnimmt. Doch auch in synchroner Hinsicht läßt sich die voranschreitende Medienentwicklung als Prozeß einer kontinuierlichen Selbstverbergung befassen, dann nämlich, wenn das Phänomen der Verbergung unter pragmatischen Aspekten als ein Phänomen erfaßt wird, das sich eng an den spezifischen Umgang mit Medien koppelt, ja das letztlich von der Qualität dieses Umgangs abhängt.

3 Kompetenz

Werden in dieser Weise die handlungstechnischen Umgangsformen mit Medien thematisiert, dann rückt damit nicht nur der für die Philosophie des LMR, seine Entwicklung und sein Profil essentielle Kern ins Zentrum, vielmehr zeigt sich als wesentliche Größe einer adäquaten Beschreibung von Medien neben dem Medium selbst nunmehr auch sein Nutzer, Anwender, Operator. Nutzung und Benutzung, Anwendung und das erfolgreiche Operieren in und mit Medien aber ist stets an gewisse theoretische und praktische Routinen gebunden, und der Umgang mit Medien verweist so auf eine Basisdisposition, die in Teilen der Sprachwissenschaft, namentlich bei Noam Chomsky, die primordiale Bedingung für das erfolgreiche Lavieren im grundlegendsten aller Medien, in der Sprache, bezeichnet: Kompetenz.

Ohne die intrikaten Implikation des sprachwissenschaftlichen Kompetenzbegriffes übernehmen zu müssen, läßt sich der Zusammenhang von handlungstechnischen Umgangsformen mit Medien einerseits und der in Rede stehenden Verbergungstendenz von Medien andererseits unter dem Leitbegriff der Kompetenz dann dahingehend dechiffrieren, daß der Gradmesser für die Selbstverbergung des Mediums eben in der Kompetenz seines Nutzers, Anwenders, Operators zu sehen ist. Medienkompetenz unterscheidet sich hier in keiner Weise von jedweder

(instrumentellen) Kompetenz als dem strategischen Repertoire repetitiver und inventierender Handlungsmuster; auch der Umgang mit Medien figuriert sich in Abhängigkeit einer dispositiven Kompetenz, womit das jeweilige Agieren in und Interagieren mit Medien stets innerhalb der durch den Kompetenzbegriff aufgespannten Polarität von bewußter und unbewußter Kompetenz rangiert:

Das beherrschte Instrument, der internalisierte Umgang erübrigt die dezidierte Reflexion auf Handlung und – und das ist entscheidend – entzieht dem in seiner Anwendung aufgehenden Anwender das Medium seiner Anwendung, das erst im Fall der Störung, des Rauschens, zum Problem wird und so als Gegenstand in den Blick kommt.

4 Das Medium zeigt sich in Widerständigkeit.

Werden Medien also in Hinsicht auf ihre instrumentelle Funktion betrachtet, so geben sie jenseits ihres je spezifischen Verwendungszwecks als allgemeines strukturelles Charakteristikum die grundlegende Eigenschaft zu erkennen, daß sie ihre Präsenz für einen jeweiligen Benutzer in dem Maße verbergen, in dem sie dem Anwender reibungslos zur Hand sind.

Anders: Sie verlassen den Raum ihrer Verborgenheit erst im Fall des gestörten Funktionierens oder einer für das Bedienen unzureichenden Kompetenz. Bewußte und unbewußte Kompetenz, fragloser und problematisierter Umgang mit Medien wird so zum Gradmesser für die Präsenz des Mediums, womit sich in Anlehnung an eine alte Einsicht aus der Lebensphilosophie analogisieren läßt: Das Medium zeigt sich in Widerständigkeit.

Eben diesen zwischen Präsenz und Absenz oszillierenden Charakter der Dinge in Abhängigkeit von dem gebrauchenden Umgang mit den Dingen beschrieben zu haben, ist das *medientheoretische Verdienst Martin Heideggers*, in dessen Terminologie die Dichotomie von bewußter und unbewußter Kompetenz, von präsentem und absentem Medium ihre Abbildung in dem Begriffspaar der *Vorhandenheit* und *Zuhandenheit* findet.

Dabei kennzeichnet *Zuhandenheit* jene (ontische) Verfassung der Dinge, unter der sie einem Operator als verborgene begegnen, solange und insofern er sich im Raum seiner Medien in ungebrochener Vertrautheit mit ihnen bewegt, solange ihm die Dinge bruch- und fraglos zur Hand sind.

Erst die Fragilität der Dinge, das Auseinanderfallen des fraglosen Umgangs, bringt (mit der ontologischen Dimension der Dinge) die Dinge als thematisierungsfähige und thematisierungsbedürftige, als an sich vorhandene ans Licht.

5 Dreifalt von Medium-Operation-Anwender

Die große Anziehungskraft, die der Unterscheidung Heideggers inneohnt, liegt nun weniger in der Sinnfälligkeit und intuitiven Klarheit seiner Terminologie. Vielmehr verdeutlicht diese Differenzierung, daß sich hinter der Dichotomie von bewußter und unbewußter Kompetenz, von präsentem und absentem Medium mehr verbirgt als das bloße Wissen, daß Sichtbarkeit stets vom Fokus der Inblicknahme abhängt – gleichgültig, ob mit der Gestaltpsychologie dabei an das Schema von Vorder- und Hintergrund gedacht werden muß, oder ob von Seiten der Reflexionslogik, ja bereist vom Alltagsverstand, das permanente Changieren der Reflexion zwischen den Polen von Selbst- und Weltvergessenheit reklamiert wird.

Denn neben der Mechanik von Ein- und Ausblendung legt das Verxierhafte an dieser Stelle die tiefergehende Struktur frei, in der das Medium und sein Operator über die Operation verbunden sind:

Es ist nicht nur die Qualität der Operation selbst, die darüber entscheidet, ob und inwiefern das Medium seinem Operator gegeben ist (und umgekehrt), sondern eine umfassende Beschreibung dessen, was Medien sind, läßt sich nie ohne die simultane Beobachtung der trinitarische Relation von Medium-Operation-Anwender erzielen.

Zuhantheit und Vorhandenheit sind keine Qualitäten der Dinge an sich, sondern rekursive Bestimmungen, die allein aus der aktuellen Praxis des mit den Dingen agierenden Anwenders resultieren, und die in eins damit immer auch Auskunft über die Verfaßtheit des Anwenders und der Anwendung geben.

Systemtheoretisch gewendet bildet die Dreifalt von Medium-Operation-Anwender ein konnektives Gefüge, in dem die Disposition eines Teiles – sei es Element oder Relation – notwendig die der anderen und damit die des Gesamtsystems bedingt, und Medien erscheinen damit als das komplexe Zusammenspiel von Medium, Operation und Anwender.

Die Umgangsform also entscheidet über die Verfassung der Medien, und Vorhandenheit fungiert als Sigle des Widerständigen: Medien, Instrumente, die nicht funktionieren, verlassen den Raum fragloser An- und Verwendung; das Medium, das sich bis dahin in der Unmittelbarkeit seines Funktionierens verborgen hielt, tritt im Fall des Stockens als diskrete Größe in den Blick. Ist demgegenüber das funktionierende Ding, das beherrschte Instrument, das zuhandene Medium also immer von Spuren seiner Spurlosigkeit durchzogen, so entfaltet das erst bzw. nicht mehr zu beherrschende Ding als das von Reibung und Rauschen durchzogene Medium, als eigentlicher Gegenspieler seines Anwenders die wesentliche Differenz zwischen beiden.

An der Nahstelle dieser Differenz nun stehen zwei grundsätzliche

Wege offen, auf denen die Qualität der Differenz, das heißt die Relation zwischen Medium und Operator, in Richtung auf eine möglichst vollständige Minimierung jeglicher Art von Widerständigkeit beeinflusst werden kann.

6 Medienkompetenz

Zum einen läßt sich hier der Operator, User, Anwender als Angriffspol wählen, indem das Gesamt seiner für den erfolgreichen Umgang notwendigen Fähigkeiten optimiert wird, indem also das Dispositiv der Kompetenz den Anforderungen des Mediums angeglichen wird.

Im Kontext der zeitgenössischen Produktionsbedingungen multimediale Berufswirklichkeit ist dies der Weg, den die gegenwärtige Hochschuloffensive unter dem Stichwort der Medieninformatik einschlägt. Dahinter verbirgt sich das massive Vordringen eines kompilativen Studienganges, der die beiden Stränge von Informatik und Gestaltung unter der Zielsetzung verbindet, eine den Produktionsverhältnissen adäquate multimediale Kompetenz zu vermitteln.

Dieser Weg ist nicht nur gangbar und unter bestimmten Maßgaben sinnvoll, er spiegelt darüber hinaus auch wesentliche Motive wider, die innerhalb der *KHM* perspektivisch die Ausbildung strukturieren, wenn dort eines der zentralen Anliegen gerade darin liegt, Studierende auf der Höhe der technischen Standards mit den gestalterischen Möglichkeiten des technischen Machbaren bekannt und vertraut zu machen.

6.1 Intuitive Schnittstelle

Der andere Weg dann besteht demgegenüber darin, die Bedingungen der Produktionsverhältnisse selbst, das heißt die Medien als Angriffspunkt für die intendierte Minimierung der Reibungskräfte zu wählen.

Dies nun ist der Weg, den das *LMR* mit den dort lancierten Projekten und Forschungsarbeiten verfolgt: Zielsetzung und Strategie des *LMR* ist es, Medien zu konzeptionalisieren und zu realisieren, die angesichts der gesteigerten Komplexität und Komplizität (multi-)medialer Einsatzfelder in der Lage sind, das Potential an Widerständigkeit für ihre jeweiligen Anwender auf ein Minimum zu reduzieren. Anders gewendet geht es am *LMR* darum – vorrangig im Bereich dessen, was unter dem Generalnenner Virtuelle Realität rangiert –, die Schnittstellen zwischen Medium und Anwender so zu entwerfen, daß sie über ein Höchstmaß an intuitivem Bedienungskomfort in Bereiche bislang noch nicht realisierter Benutzerfreundlichkeit reichen.

Ähnlich also wie vor noch nicht all zu langer Zeit eine verbesserte Rechnerarchitektur und Software in der Lage war, den Komputer via WIMP-Schnittstelle (Windows, Icons, Menus, and Pointing Devices) in ein praktikables Massenprodukt zu verwandeln, das heißt ähnlich wie sich der Rechner mittels Mausclick aus der Hermetik befehlscode-ge-

stützten Insiderwissens in einen intuitiv zugänglichen Hausfreund verwandeln ließ, liegt die Stoßrichtung des LMR darin, praxistaugliche Mensch-Maschinen-Schnittstellen im Rahmen der sog. neuen Medientechnologien zu entwerfen. Und so wie die Maus als Sinnbild plötzlicher Zuhandenheit die bis dahin vorhandene Tastatur und damit den Rechner als zu beherrschendes Instrument zum Verschwinden bringt, um ihn als personalen Gegenüber interaktions- und dialogfähig zu machen, so kreisen die Projekte des LMR in unterschiedlicher Form darum, die gegenwärtig avanciertesten Computertechnologien in den fBereichen Film-/ Fernsehproduktion, Virtuelle Realität, Mensch-Maschine-Interaktion aus der gegenständlichen Vorhandenheit in das Verschwinden eines zuhandenen, also intuitiv zugänglichen Umgangs zu bringen.

6.1.1 Interaktionsmodell vs. dialogischen, ko-kreativen Prozesses

Damit dann – und dies wäre ein weitere Konsequenz so etablierten Defokussierung, von der eingangs die Rede war – wirft der konzeptionelle und strategische Hintergrund, vor dem das LMR seine Entwicklungsarbeit versteht, ein deutliches Schlaglicht darauf, inwieweit das Repertoire, das die neuen Medientechnologien bereit halten, gegenwärtig noch kaum ausgeschöpft ist:

Unter der Maßgabe, daß der effektive Umgang mit technischen Medien jeder Art die Absenz des Mediums als Medium voraussetzt – und dies gilt in gesteigertem Maß für kreative und gestalterische Kontexte – darf das Maximum der Mensch-Maschine-Beziehung nicht länger als ein bloßer Interaktionsprozeß avisiert werden, in dem Medium und Operator sich als statische Größen begegnen.

Auch unter der (bislang noch nicht gegebenen) Voraussetzung einer voll realisierten verbalen und non-verbalen dialogischen Interaktion verschleiert die Denkform, die sich dem Interaktionsmodell unterstellt, die essentielle Sprengkraft der neuen Medientechnologien, insofern sie als weitestreichende Möglichkeit allein die Konstitution eines dialogischen, ko-kreativen Prozesses zwischen Mensch und Maschine annimmt.

7 Mensch-Maschine-Schnittstellen als der Eintritt des Menschen in sein Medium

Wird demgegenüber der Gedanken des sich verbergenden Mediums ernst genommen und wird dazu noch erinnert, daß die Qualität der Operation zwischen Medium und Operator stets beide Seiten mitbestimmt und transformiert, dann konturiert sich das Ziel intuitiver Mensch-Maschine-Schnittstellen als der Eintritt des Menschen in sein Medium. Wohlgedenkt, es geht nicht um die allbekannte indifferente Verschmelzung, wie sie in affirmativer oder ablehnender Haltung die gesamte Technikphilosophie durchzieht.

Hier geht es vielmehr darum, in Analogie zum Urmedium der Sprache

auch die neuen Medien als einen Raum zu begreifen, in dem die Benutzer sich bewegen, ohne ihre Identität zu opfern.

Der Mensch spricht nur, insofern er der Sprache entspricht, formuliert noch einmal Heidegger die zentrale Erfahrung des Menschen mit, vor und in seinem Medium, was umgekehrt aber nichts weniger bedeutet, als daß die Sprache durch das Medium Mensch spricht. Operator und Medium – dies wäre die einzuschlagende Sichtweise, die aus den Engführungen der instrumentellen Vernunft befreit – begegnen sich im Medium, indem sie mit dieser Begegnung die Wirklichkeit des Mediums je und erst realisieren, um in der Begegnung ihre Identität in simultaner Dopplung zu entwerfen:

Der Mensch als Operator des Mediums, das durch ihn als Medium operiert – Wiederkehr und Verschwinden des Selben als Gleiches.

Georg schrieb:

Mit dem Fokus bin ich nicht ganz einverstanden. Tatsächlich war das Verschwinden der Schnittstelle mal eine Zeitlang das Ziel einiger Projekte.

Gerade aber Heidegger gibt ja einen Hinweis darauf, dass das wirklich Spannende passiert, wenn es zum Bruch kommt, das Werkzeug von seiner Zuhandenheit in die Vorhandenheit wechselt.

Intuitive Schnittstellen sind ideal, wenn man genau weiss was man will und es lediglich noch tun muss, wenn man das was zu erledigen ist, genau kennt.

Wenn man aber nicht sowieso schon die Lösung kennt und nur einen "schmerzfreien" Weg (Arbeit im negativsten Sinne des Wortes) zur Erledigung sucht braucht es andere Formen von Interfaces.

Z.B. alle sog. Ill-defined problems, d.h. Bereiche, bei denen man noch nicht mal die Aufgabe genau spezifizieren kann, oder keinen eindeutigen Zeitpunkt angeben, wann eine Lösung erreicht ist, dann helfen einem diese Interfaces nicht viel.

Hier braucht man Werkzeuge, die einem bei der Suche helfen., die möglicherweise individualisiert sind, sich im Laufe von Monaten an den Benutzer adaptieren, etc.

Geht es also nicht vielmehr um die Inzenierung der Brueche, gerade im Umfeld kuenstlerischer Software und kreativer Prozesse.

Das spannende sind denke ich die Thematisierungen von Kontextwechseln, Kontexturschnitten, Standpunktwechseln, verschiedenen Formen der Adaption, Emergenzen, etc. Intuitive (verschwundene) Schnittstellen koennten aber ein Markstein sein.

Da der Text eigentlich schon zu lang ist um ihn am Bildschirm zu lesen, wuerde ich auf den Web-Seiten nur kurze Anreisser/Zusammenfassungen oder Kernpunkte nennen, daneben aber immer diekt einen Button anbieten um die Langfassung runterzuladen. Die Gestaltung der pages muesste dann auf diese Form eingehen.